



**«VIELE HABEN  
SCHON MÜHE,  
DAS WORT «JUDE»  
IN DEN MUND  
ZU NEHMEN»**

Ein Gespräch über jüdische Identität in der Schweiz

Gespräch SACHA BATTHYANY,  
MIKLÓS GIMES

Bilder HELMUT WACHTER

**DAS MAGAZIN** — Herr Meyer, Herr Frenkel, springen wir zurück in Ihre Kindheit, Sie sind beide in einem ähnlichen Alter, in die Achtzigerjahre also. Es ist Freitagabend, kurz vor Sonnenuntergang. Der Sabbat beginnt.

**BENI FRENKEL** — Mein Vater gab den Segensspruch über einem Glas Traubensaft. Das Essen war am Freitagabend besser als unter der Woche, es gab Fleisch, meine Mutter kochte Speisen nach 200 Jahre alten Rezepten ihrer Ururgrossmutter. Ich bin in Dättwil aufgewachsen, Kanton Aargau. Religion spielte keine grosse Rolle bei uns, die jüdischen Traditionen schon eher. Wir waren die einzigen Juden weit und breit, aber auffallen wollten wir nicht, sonst hätten wir nicht überleben können.

**Wieso kann man als Jude im Aargau nicht überleben?**

**FRENKEL** — Es hat nicht ins Landschaftsbild gepasst zu jener Zeit. Wir lebten auf dem Land, nicht in der Stadt Zürich. Wir haben niemandem gesagt, dass wir Juden sind, aber natürlich wussten es alle.

**THOMAS MEYER** — Ihr wart nicht die einzigen Juden da draussen. Wir lebten in Mellingen, keine zehn Kilometer entfernt.

**FRENKEL** — Auch in Baden gibt es eine kleine jüdische Gemeinde, ich weiss schon, dennoch hat es sich so angefühlt. Vielleicht wollte ich auch der Einzige sein, wie diese Figur in der Fernsehserie «Little Britain». Kennt ihr den? Den dicken Schwulen, «I'm the only gay in the village»? Er wird jedes Mal sauer, wenn er auf andere Schwule trifft, weil er so seinen Status verliert. In meinem Dorf waren wir die Attraktion – entweder bist du schwul oder jüdisch.

**Man hat einiges gehört in den letzten Tagen über Baden. Geri Müller, Nacktselfies, Josef Bollag.**

**FRENKEL** — Geri Müller kenne ich nur vom Namen. Ich habe ihm auch nie Bilder zugeschickt. Josef Bollag kenne ich aber gut. In guten Zeiten durfte ich in seinem grossen Swimmingpool planschen und hinter ihm in der Synagoge beten. Heute ist unser Verhältnis etwas abgekühlt, weil ich mal über ihn geschrieben habe.

**Wie lief der Freitagabend bei Ihnen ab, Herr Meyer?**

**MEYER** — In meiner Familie ist nur meine Mutter jüdisch. Religion war bei uns kein Thema. Manchmal nahm mich meine Mutter mit in die Synagoge, aber ich fand das vollständig uninteressant. Ich kannte die Gesänge und die Menschen nicht, und der religiöse Aspekt hat mich in keiner Weise interessiert. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Der Freitagabend in den Achtzigerjahren war also wie alle Abende auch: Ich sass zu Hause und habe mit Matchbox und Lego Banküberfall und Massenkarambolage gespielt oder gelesen.

**Wie religiös sind Sie, Herr Frenkel?**

**FRENKEL** — Schwer zu sagen. Ich halte den Sabbat ein, esse kein Schweinefleisch, ich lese gern in der Bibel und begehre keine andere Frau – obwohl, ist das jüdisch? Ich weiss nicht genau, ob ich mich noch zu den Orthodoxen zähle, ich merke, wie ich mich mehr und mehr entzweie. Man wollte mich schon aus meiner jüdisch-orthodoxen Gemeinde rauswerfen, doch der Rabbiner sprach mir sein Vertrauen aus. In die Synagoge gehe ich trotzdem, obwohl ich weiss, dass mir die Leute nicht ins Gesicht blicken. Das ist gespenstisch. Ein Gotteshaus, aber die Menschen schauen dich nicht an.

**Wann begann diese Entfremdung?**

**FRENKEL** — Ich hatte einen Religionslehrer, der mich sehr prägte, eine Art Wanderprediger, der von Dorf zu Dorf fuhr und jüdische Agglo-Kinder unterrichtete. Er lehrte mich die universellen Werte des Judentums, ganz banal: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, solches Zeug. Sei wohlthätig, du sollst nicht töten. Mit dreizehn wollte ich ausbrechen aus dem Kanton Aargau, ich wollte an eine Talmud-Hochschule nach England. Meine Eltern waren dagegen, aber mein Wunsch war stärker.

**Der Wunsch wonach?**

**FRENKEL** — Nach Gottesnähe. Ich wollte weg, weil ich Gott suchte. So wie Nonnen ins Kloster gehen. Zwei Jahre später zog ich erst nach Gateshead, hoch im Norden Englands, später nach Manchester. Doch der Kulturschock war zu gross. Ich war gemischte Klassen gewohnt, und plötzlich wurde ich mit moralischen Vorschriften konfrontiert, die ich nicht einhalten konnte. Neben dem Bubeninternat gab es die Mädchenschule. Täglich stand ich am Fenster und sah 500 Mädchen rein- und rauslaufen, obwohl ich da nicht hätte stehen dürfen. Von den Werten des Judentums war ich fasziniert, bis heute ist das so, aber in dieser Schule ging es nur um Gebote, um inhaltsleere Spitzfindigkeiten, bis hin zu den Kleider- und Frisurenvorschriften. Zwei Jahre später war ich am Boden.

**Sie haben Gott gesucht und nicht gefunden.**

**FRENKEL** — Ich wollte ja orthodox werden, doch es funktionierte nicht, also stand ich wieder in Dättwil vor der Tür. Es war ein Schock, von dem ich mich bis heute nicht ganz erholt habe. Eines habe ich fürs Leben gelernt: eine generelle Skepsis gegenüber Fundamentalisten oder Dogmen jeglicher Art.

**MEYER** — Hast du Gott später gefunden?

**FRENKEL** — Nein. Ich hatte meine spirituelle Phase sehr früh, vielleicht kommt das Interesse irgendwann wieder, mag sein. Mit meiner Frau spreche ich oft über Gott, sie ist religiöser als ich. «Warum tut Gott dies? Was will er uns mit jenem sagen?» Aber ich merke, wie mich das kaltlässt. Bei mir ist vieles erloschen.

**Herr Meyer, glauben Sie an Gott?**

**MEYER** — Ich glaube an das Göttliche. Die amerikanischen Ureinwohner nennen es «Das grosse Geheimnis». Das gefällt mir. Auch weil es die Schranken unseres Bewusstseins mit einschliesst. Es gibt für

mich keine grössere Anmassung als die Behauptung zu wissen, was Gott will oder sagt.

**Herr Meyer, Sie haben einen zweijährigen Sohn namens Levi. Ist die Mutter Ihres Kindes auch Jüdin?**

MEYER — Ist sie nicht. Ich habe nicht auf ihre Religionszugehörigkeit geachtet, mich interessieren bei Frauen andere Dinge. Unseren Sohn haben wir Levi genannt, weil uns der Name gefiel und weil ich den Impuls hatte, etwas weiterzugeben. Ich wollte eine gewisse ... Prägung teilen. Ja, darum ging es mir: ums Teilen.

**Wie war das bei Ihnen, Herr Frenkel?**

FRENKEL — Als ich ein Teenager war, stellte ich mir immer vor, ich würde eine Französin heiraten, attraktiv, jung, einen Kopf kleiner als ich. Jetzt habe ich eine Deutsche geheiratet, die Mutter jüdisch, der Vater nicht. Früher wäre das für mich undenkbar gewesen, nie hätte ich gedacht, eine Frau zu heiraten, die nicht reinrassig ist. Pardon. Ich weiss, wie schrecklich dieses Wort klingt, aber so habe ich damals gedacht, und so denken die meisten orthodoxen Juden. Ich habe bis zur Heirat damit gerungen.

**Warum ist das so wichtig?**

FRENKEL — Diese Frage habe ich mir so oft gestellt. Ich habe eine Frau, die ich liebe, eine attraktive, kluge, schlagfertige Frau – wieso war mir so lange ein Dorn im Auge, dass ihr Vater kein Jude ist? Das ist doch rassistisch. Aber fragen Sie mal Ihre jüdischen Freunde, ob sie ihre Töchter mit einem Nichtjuden verheiraten wollen. Da schauen alle weg. Ich bin jedenfalls heute sehr froh, dass ich meine Frau geheiratet und mich diesem Denken widersetzt habe. Es geht um den Menschen, nicht um die Hülle, nicht um die Herkunft, nicht um die Religion. Das sagt sich so leicht, ich weiss, und doch ist es eben für viele unglaublich schwer.

**Trägt Ihre Frau eine Perücke?**

FRENKEL — Sie trug eine. Eine Woche lang. Aber sie fühlte sich unwohl.

**Wie jüdisch erziehen Sie Ihre Kinder?**

FRENKEL — Wir schicken sie in den jüdischen Kindergarten. Danach sollen sie auf die Volksschule. Es ist wichtig, dass sie die Wahlfreiheit haben. Aber: Der Sabbat ist mein Pièce de résistance, den müssen wir einhalten, wenn wir das nicht schaffen, ist alles weg. Meinem Buben habe ich neulich gesagt, er soll sein Käppchen abnehmen. Momentan ist das nicht gut, und Kinder können sich nicht verteidigen.

**Was geht in Ihnen vor, wenn Sie in Zürich orthodoxe Juden auf der Strasse sehen?**

FRENKEL — Ich empfinde eine grosse Trauer. Ich würde es mir so sehr wünschen, dass diese Menschen glücklich sind. In ihren Augen und an ihrem Gang sehe ich etwas anderes.

MEYER — Das geht mir ähnlich. Wenn ich durch das Quartier Wiedikon spaziere, sollte ich ja eigentlich denken: Das sind meine Leute. Aber die Kluft ist zu gross. Umgekehrt wird das auch so sein. Wenn ich denen sagen würde, ich sei jüdisch, würden sie wohl grosse Augen machen. Zudem bin ich sowieso skeptisch. Soviel ich verstanden habe, geht es bei dieser Lebensweise darum, ein möglichst reines Leben zu führen. Man verspricht sich eine grösstmögliche Nähe zu Gott und dadurch eine grösstmögliche Seligkeit. Ich sehe diese aber bei niemandem. Und damit meine ich nicht nur die Juden. Es betrifft auch andere Arten von Spiritualität, bis hin zu den Yoga-Fanatikern. Niemand, der sein Leben so stark auf Regeln und Ideen ausrichtet, wirkt glücklich auf mich.

**Haben Sie orthodoxe Freunde?**

MEYER — Nein. Spätestens seit meinem Buch nicht mehr.

# BENI FRENKEL

... unterrichtete viele Jahre als Primarschullehrer. Daneben schrieb er regelmässig als freier Journalist für die «NZZ am Sonntag», das «Tagblatt» der Stadt Zürich und die «Jüdische Allgemeine». Er wird ab Herbst im «Magazin» eine wöchentliche Kolumne schreiben. Ausserdem erschien dieses Jahr sein erstes Buch, eine Sammlung kürzerer Texte mit dem Titel: «Der Jude lacht». Frenkel, 37, lebt mit seiner Frau und seinen drei Kindern in Zürich.

FRENKEL — Meine besten Freunde sind Nichtjuden. Das hat sich so ergeben.

**Wann haben Sie, Herr Meyer, gemerkt, dass Sie Jude sind?**

MEYER — Ich kann das nicht datieren. Es war nicht am Tag, als ich erfuhr, dass es verschiedene Religionen gibt. Es war auch nicht am Tag, als mir meine Mutter erklärte, dass ich jüdisch bin. Was mich vielmehr spüren liess, dass ich Jude bin, waren die geschmacklosen Judenwitze in der Schule wie beispielsweise: Wie viele Juden bringst du in ein Auto?

FRENKEL — Wie viele?

MEYER — Zwei vorne, zwei hinten und sechzehn im Aschenbecher. Wieso lachst du?

FRENKEL — Weil es so grässlich ist.

MEYER — Mich haben solche Sprüche immer verletzt. Das galt für rassistische Bemerkungen generell. Es gab ja auch die Tamilenwitze, aber die verschwanden bald wieder, dann kamen die Türkenwitze. Antisemitische Klischees verschwanden nicht, irgendwie scheinen Judenwitze ein Evergreen zu sein.

**Haben Sie als Kind je verheimlicht, Jude zu sein?**

MEYER — Ich liess es lange unerwähnt, aus Furcht vor Abneigung. Meine Mutter hat in ihrer Kindheit ausgeprägten Judenhass erfahren, wie sie mir erzählte. Später fiel es mir leichter, die Irritation der Leute auszuhalten, wenn sie erfuhren, dass da jetzt ein Jude vor ihnen steht.

FRENKEL — Ich bin früher in der Schule nach dem Turnen immer als Erster unter die Dusche, auch im Militär. Ich habe immer versucht zu verstecken, dass ich Jude bin. Als ich später am Flughafen bei der Gepäcksortierung arbeitete, war ich der einzige Schweizer und der einzige Jude – und dennoch wussten es alle. Bei aller Scham kam aber auch ein gewisser Stolz hinzu. Ich war immer stolz, Jude zu sein.

**Haben Sie antisemitische Vorfälle erlebt?**

FRENKEL — Wenige. Die üblichen Sprüche wie: «Du Saujude» und so. Aber ich glaube, die Jugos in der Schweiz hattens schlim-

# THOMAS MEYER

... arbeitete nach abgebrochenem Jurastudium als Texter in Werbeagenturen und als Reporter für verschiedene Zeitungen und Magazine. Sein erster Roman «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» erschien 2012 und wurde im selben Jahr für den Schweizer Buchpreis nominiert. Im September erscheint sein neuer Roman «Rechnung über meine Dukaten». Meyer, 40, lebt und arbeitet in Zürich.

mer als wir. Wir hatten mal in der fünften Klasse Läuse, und alle sagten, das komme sicher von Paolo, was ich abscheulich fand. Ich wurde gehänselt, ja, aber das wurden andere auch: die Dummen, die Dicken oder eben Paolo, der Italiener. Ich war halt der Jude. MEYER — Mir passiert es immer wieder, dass mir jemand sagt, es überrasche ihn nicht, dass ich Jude bin, wegen meiner Nase. Ich antworte dann jeweils: Hör mal, das ist ein antisemitisches Klischee, das ist Nazipropaganda. Worauf mir dann gesagt wird: Nein, das ist so, das weiss man. Das treibt mich jedes Mal in den Wahnsinn.

**Sie haben sich jahrelang nicht sonderlich um Ihre jüdischen Wurzeln gekümmert, Herr Meyer. Dann erschien vor zwei Jahren Ihr Buch: «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse». Seitdem gelten Sie als jüdischer Autor, der zu jüdischen Themen Stellung bezieht. Wie fühlt sich diese Rolle an?**

MEYER — Es hat mich auch überrascht, dass ich 37 Jahre lang völlig säkular durch die Welt lief, dann diese Idee hatte und mich derart intensiv mit dem Judentum auseinandersetzte – meinem Judentum. Es hat nichts mit Religion zu tun, es ist ein kleines, persönliches Judentum, bei dem Politik und Humor und eben auch Antisemitismus eine Rolle spielen. Und nach einem solchen Buch darf man sich auch nicht wundern, wenn einen die Welt als jüdischen Autor wahrnimmt, wobei mich diese Rolle sehr ehrt, auch sie gehört zu meinem persönlichen Judentum. Mühsam wird es erst, wenn die Leute mich mit einem offiziellen Vertreter des Judentums verwechseln und irgendwelchen Unmut bei mir kundtun.

**Zum Beispiel?**

MEYER — Ich sass neulich im Café Sprüngli, als eine Frau auf mich zukam und sagte: «Ich habe Ihr Buch gelesen, sehr lustig, aber ich muss Ihnen was sagen: Die Juden auf der Strasse, die grüssen mich nicht und schauen mich nicht an.»

**Was antworten Sie?**

MEYER — Ich sagte ihr, das gehe mich nichts an. Sie argumentiert halt aus Unkenntnis, wie viele andere auch. Sonst wüsste sie, dass ein frommer Jude sie nicht anschauen darf, weil es unrein ist. Aber eben, ich verstehe nicht, was die Idee ist – soll ich die Beschwerde am Freitagabend in der Synagoge vortragen und die anderen Juden zu anständigem Grüssen auffordern?

FRENKEL — Ich verstehe deine Reaktion. Und trotzdem hat die Frau nicht unrecht. Nirgends in der Thora steht, man dürfe nicht «Guten Tag» sagen. Ich kenne einen nun wirklich toleranten Kioskbetreiber in Zürich-Wiedikon, der mich mal fragte: «Herr Frenkel, ich versuche jeden und jede zu verstehen, alles kein Problem, aber: Wieso schauen mich Orthodoxe nie an, wenn sie Zigaretten kaufen?»

**Und? Wieso schauen sie nicht?**

FRENKEL — Aus Angst.

MEYER — Das ist doch egal, ob sie nun grüssen oder schauen. Lasst doch diese Leute in Ruhe ein bisschen wunderbar sein.

**Was sind die Reaktionen aus jüdischen Kreisen auf Ihre Texte, Herr Frenkel?**

FRENKEL — Der Ton ist sehr aggressiv. Fremde Menschen rufen mich an und werfen mir Schimpf und Schande an den Kopf. Einige wechseln die Strassenseite, wenn sie mich sehen. Ich werde angeschwärzt, bei den Eltern meiner Schüler, beim Rabbiner. Der Druck von ganz oben ist enorm. Und jetzt haben wir noch gar nicht von den Halb- und Nullreligiösen gesprochen, die mich noch weniger mögen.

**Ganz oben – aber nicht von Gott, oder?**

FRENKEL — Von jüdischen Organisationen. Für manche bin ich ein rotes Tuch.

**Was muss man schreiben, damit Juden in Zürich die Strasse wechseln?**

MEYER — Das würde mich auch interessieren.

FRENKEL — Lässt man bei den orthodoxen Juden für einmal alle Gebote weg und versucht, zu den Menschen vorzudringen, dann stösst man auf enormen Widerstand. Die Beschreibung von allzu Menschlichem, davor haben einige Panik.

MEYER — Zum Beispiel?

FRENKEL — Sexualität. Oder nehmen wir die Armut, die in einigen dieser Familien herrscht, die Verwahrlosung der Kinder mitten in Zürich, in einer der reichsten Städte der Welt. Mut braucht es auch, wenn man sagt, dass einem der Tod von zwei palästinensischen Kindern näher geht als der Tod israelischer Soldaten. Ich will jetzt gar nicht darüber reden, wer angefangen hat, wer zurückschoss und sich verteidigt, nein. Ich will nur mal die Trauer zulassen über den Tod dieser Kinder. Ich habe auch kleine Kinder, mir geht das sehr nahe. Für diesen Satz erhalte ich bestimmt eine Rüge, da bin ich sicher.

MEYER — Dem schliesse ich mich an. Es ist doch absurd, dass es Mut braucht und offenbar aufsehenerregend ist, wenn zwei Juden bedauern, dass palästinensische Kinder sterben. Mitgefühl muss neutral sein, sonst ist es kein Mitgefühl, sondern heuchlerische und selektive Betroffenheit. Als das Haus der Zunft zur Zimmerleuten in Zürich brannte, ist ein Feuerwehrmann umgekommen, Kerzen wurden hingelegt, der Schock war gross. Wenn in Dietikon ein Türke vom Gerüst fällt, interessiert das niemanden.

**Sie gelten als Nestbeschmutzer, Herr Frenkel. Was treibt Sie an?**

FRENKEL — Meine Frau leidet darunter, doch ich kann nicht anders. Auch sie fragt mich immer: «Warum tust du das?»

**Abarbeiten nennt man das.**

FRENKEL — Möglich.

**Anonyme Anrufe, Menschen, die die Strassenseite wechseln. Wie frei sind Sie zu sagen, was Sie wollen?**

FRENKEL — Ich habe viele Jahre in einem jüdischen Altersheim als Wochenendaushilfe gearbeitet. Ich habe mit den alten Menschen gesungen, gebetet, habe versucht, sie glücklich zu machen. Jetzt, als Reaktion auf meine Artikel, darf ich dort nicht mehr arbeiten. Dabei steht das Judentum für mich für eine Spannweite von Meinungen. Nehmen wir die 1920er-Jahre, da hat es nur so gesprudelt, die Stadt Berlin hat pulsiert unter jüdischem Einfluss. Literatur, Musik, Wissenschaft, aber auch das religiöse Leben. Die grossen Rabbiner dieser Zeit waren Universalgelehrte. Und heute? Heute herrscht ein Gesinnungsterror, der alles verbieten möchte. Die Orthodoxie steht an einem Wendepunkt.

**Wie meinen Sie das?**

FRENKEL — Nehmen wir Israel. Was die Rabbiner da alles durchsetzen wollen, da bekomme ich Angst. Israel wird mehr und mehr zum Gottesstaat, die israelische Gesellschaft entzweit sich. Man sieht die Entwicklung auch hier in der Schweiz: die Orthodoxen kapseln sich ab. Wieso gibt es keine Infostände, an

jüdischen Hintergrund.» Oft wird das Wort nicht mal ausgesprochen, als handle es sich um Krebs: «Du bist doch ... also ...» Und neulich sagte mir jemand: «Haben Sie eine geschichtliche Verbundenheit mit dieser Religion?» Im Grunde genommen ist diese Unsicherheit aber auch verständlich und sensibel. Man weiss, man hat es mit Beschädigten zu tun.

**Es ist die Last der Geschichte. Man hat Hemmungen, Kritik zu äussern, anders als bei Muslimen, die in der Schweiz in den letzten Jahren als schwarze Schafe erhalten mussten, als Sozialhilfebezüger und Fundamentalisten. Muslimische Mädchen müssen zum Schwimmunterricht, jedes Kopftuch wird zum Politikum. Juden gegenüber ist die Gesellschaft nachsichtiger. Dabei weiss man doch, dass auch orthodoxe Juden vom Staat Sozialhilfe beziehen – für die Öffentlichkeit ist das kein Thema.**

FRENKEL — Da ist was Wahres dran: Nichtjuden getrauen sich nicht mehr zu fragen, und die religiösen Juden wissen nicht, wie antworten. Als ich noch Lehrer war, habe ich das mit den Schülern geübt. Was antwortet ihr, habe ich sie gefragt, wenn jemand auf der Strasse wissen will, warum ihr solche Sachen anzieht? Die

und die palästinensische, sind hasserfüllt und unversöhnlich, keiner scheint eine andere kommunikative Option zu haben. Das habe ich im «Blick» schon während des letzten Gaza-Konflikts geschrieben, worauf ich zu einem Sabbat-Essen eingeladen wurde. Zu meinem Erstaunen kam es aber nicht zu einer angeregten Diskussion, sondern einer regelrechten Gerichtsverhandlung. Einer der Anwesenden hat mir gesagt: Wenn du in so einer Situation nicht zu Israel stehen kannst, musst du schweigen. Das empfand ich als faschistoid. Wenn schon in der Diaspora dieser blanke Hass dominiert, dann ist eine friedliche Lösung unmöglich.

**Der Hass in der Diaspora kommt vielleicht auch als Reaktion auf Facebook-Einträge, wie es sie vor ein paar Tagen gab in der Schweiz. Jemand schrieb, man solle alle Zionisten steinigen.**

FRENKEL — Der Facebook-Eintrag ist eine Katastrophe, klar. Der Junge, der so was schreibt, braucht eine Ohrfeige. Aber zu hoch halten sollte man das auch nicht. Es kommt mir so vor, als würde das alles auch medial ausgeschlachtet. Die jüdischen Organisationen rennen zu den Medien, die Medien drucken diese Kindereien – und schon haben wir noch mehr Hass.

lifizierte Bemerkungen zu machen über Israel. Auch dass viele von den Juden sprechen, aber Israel meinen, ist grotesk.

FRENKEL — Der Hass auf die Juden war während der Diskussion um die nachrichtenlosen Vermögen noch extremer.

**Welche Rolle spielt der Holocaust in Ihrem Leben? Wird er vergessen oder allenfalls reduziert auf «Schindler's List»?**

MEYER — Das Entsetzen über den Holocaust steckt tief in mir drin und überwältigt mich immer wieder. Wobei ich den Holocaust nicht den Deutschen anlaste, sondern dem Menschen. Der Mensch ist fähig zur absoluten Entmenschlichung, das zeigt sich in seinem Umgang mit sich selbst, mit anderen, mit der Natur und den Tieren, für die wir ja auch Vernichtungslager erbaut haben, im Namen des kulinarischen Genusses und der Mode.

FRENKEL — Ich habe «Schindler's List» in einem kleinen Kino in Wettingen geschaut. Ich glaube, kurz vor der Pause kam diese Szene mit dem Blattschuss eines KZ-Wärters auf einen ausgemergelten Juden. Danach musste ich auf die Toilette. Da war eine lange Schlange davor, auch bei den Männern. Die Leute sahen, dass ich eine Kippa trug. Und da passierte etwas Unglaubliches: Alle Leute wichen auf die Seite, sodass ich als Erster pinkeln gehen

# «ICH HAB IMMER VERSUCHT ZU VERSTECKEN, DASS ICH JUDE BIN. ABER ICH WAR AUCH IMMER STOLZ DARAU»

denen sie sich erklären? Wieso gibt es keinen Tag der offenen Türe in der Synagoge, so wie das die Moscheen machen?

MEYER — Hast du das denen mal vorgeschlagen?

FRENKEL — Wer hört schon auf mich? Ich habe das schon als Jugendlicher an der Talmudschule gefordert. Ich sass neben Ultraorthodoxen am Tisch und fragte, wieso man die Schule nicht mal öffne für die anderen Menschen. Das hatte zur Folge, dass ich den Platz wechseln musste. Wie soll das denn alles weitergehen, wenn Teile der jüdischen Gesellschaft immer religiöser werden? Ich bin doch auch religiös. Ich bete, aber ich igle mich nicht ein. Ich lebe im Jahr 2014 und halte trotzdem den Sabbat ein. Deshalb schaue ich übrigens auch immer auf die Uhr. Ist es schon sechs?

**Halb vier.**

FRENKEL — Dann haben wir noch Zeit.

**Es gibt, neben dem Antisemitismus, auch diese andere Seite, diesen etwas unbeholfenen Umgang der Nichtjuden mit Juden. Man will niemanden verletzen. Man hat Angst, etwas Falsches zu sagen, und sagt lieber nichts.**

MEYER — Das erlebe ich oft. Die meisten haben sogar Mühe, das Wort «Jude» in den Mund zu nehmen. «Jude» allein ist offenbar schon ein schwieriges Wort.

**Und was hören Sie stattdessen?**

MEYER — Die meisten sagen: «Du bist doch jüüüdisch», mit langem ü. Oder: «Du hast eine jüdische Mutter.» Oder: «einen

Kinder konnten es mir auf Deutsch nicht erklären und sprachen Jiddisch oder Hebräisch. Bei den Erwachsenen ist das nicht anders. Die einzige Parallelgesellschaft, die in Zürich existiert, ist die der orthodoxen Juden. An den Schulen sieht man das deutlich: Das Niveau sinkt meiner Meinung nach rapide, es ist schlimm, und es tut mir weh, das mitanzusehen.

**Eine Parallelgesellschaft in der Schweiz? Dem Musterland der Integration?**

MEYER — Dass eine Parallelgesellschaft toleriert wird, nur damit die religiöse Freiheit gewährleistet ist, leuchtet mir nicht ein. Aber ich habe auch schon gehört, dass sich innerhalb der orthodoxen Gemeinde Veränderungen abzeichnen. Offenbar gibt es unter den frommen Juden viele Junge, die sich eine bessere Ausbildung wünschen, was zu Friktionen führt mit der älteren Generation, die Religion über alles stellt. Den Jüngeren reicht es anscheinend nicht mehr, mit 25 vier Kinder zu haben, aber dafür kein Diplom.

**Am 12. Juni dieses Jahres wurden drei israelische Jugendliche beim Trampen im Westjordanland entführt. Einen Monat später begann die Militäroperation der Israelis, auch als Reaktion auf anhaltenden Raketenbeschuss Israels durch die Hamas. Wie haben Sie diese letzten Wochen erlebt?**

MEYER — Mich macht es betroffen und hilflos, dass Gewalt die einzige Sprache ist, zu der man greift. Beide Seiten, die israelische

**Der Antisemitismus nimmt in Ländern wie Frankreich zu, 5000 französische Juden wollen das Land dieses Jahr verlassen, das Magazin «Newsweek» schrieb von «Exodus – Warum die europäischen Juden wieder fliehen». In Davos kam es letzte Woche zu Beschimpfungen.**

FRENKEL — Ich hab's gelesen.

**Kindereien?**

FRENKEL — Davos ist ein gutes Beispiel. Ich war neulich dort. Es gibt so viele Juden im Sommer in Davos, sie laufen herum wie in Israel. Dass es zu Problemen und von mir aus auch zu Schlägereien kommt in dieser sensiblen Zeit, ist doch klar. Wir Juden leben heute in einer goldenen Zeit in der Schweiz. Wir dürfen alles, es gibt keine Schranken mehr. Mir wurde vor ein paar Wochen ein Schrebergarten zugewiesen. Jetzt erhalten Juden auch noch Schrebergärten, das letzte Refugium, vor ein paar Jahren wäre das undenkbar gewesen. Wenn es zu Problemen kommt mit der Bevölkerung, wie in Davos, dann sollte man das nicht überbewerten. Was sollen denn die Albaner sagen, die keine Lehrstelle erhalten wegen ihres Nachnamens? Die Türken?

MEYER — Ich bin auch der Meinung, dass ein Facebook-Eintrag eine Harmlosigkeit ist, weil dabei kein Schaden entsteht. Andererseits sehe ich auch 3000 Jahre ununterbrochenen Juden Hass und muss sagen: Ich fühle mich schlecht, wenn ich sehe, dass so viele Menschen sich legitimiert und aufgerufen fühlen, unqua-

konnte! Ich denke sehr viel an den Holocaust und komme nicht davon weg. Ich zweifle an Gott, habe Furcht vor ihm, ducke mich. Nichtjuden sind sich nicht im Ansatz bewusst, wie stark wir Juden – auch nach 70 Jahren – darunter leiden. Alles, was nach 1945 folgte, ist eine Reaktion darauf. Die Religiösen verstehen den Holocaust bis heute nicht, die Säkularen üben sich entweder in Kampfpose oder Ablenkung. Wahrscheinlich hat die Judenvernichtung einen dermassen tiefen Einschnitt bei mir und anderen Juden ausgelöst, dass das Judentum blutlos geworden ist.

**Was ist Ihre Haltung zu Israel?**

MEYER — Wie kann ich eine Haltung zu einem Land haben? Das ist mir zu einfach.

**Was bedeutet es für Sie?**

FRENKEL — Die Nachbarn wollen das Land zerstören, klar, muss man militärisch vorgehen. Was mich aber mehr beschäftigt, ist der schwindende Zusammenhalt der israelischen Gesellschaft. Viele Junge ziehen weg, nach Berlin, weil es ihnen zu religiös wird im Land. Ich war dreimal in Israel, ich habe an der Klagemauer geweint. Bei der Ankunft in Tel Aviv habe ich früher den Boden geküsst, wie der Papst. Aber heute ist es mir immer fremder. Im Taxi werde ich übers Ohr gehauen. Israel ist kein jüdischer Staat mehr für mich, sondern ein Staat mit vielen Juden drin. Ich habe Angst: Wenn der Messias kommt, so steht es in der Heiligen Schrift, dann müssen wir alle nach Israel. →

MEYER — Ist das fakultativ?  
 FRENKEL — Nein, auch du musst mit.  
 MEYER — Wickelt die El Al das dann ab?  
 FRENKEL — Ich bleib lieber in der Schweiz.  
 MEYER — Ich liebe Israel, und es macht mich gleichzeitig krank. Ich liebe die Kultur, das Essen, die Zugänglichkeit. Gleichzeitig empfinde ich die Siedlungspolitik und den rassistischen Umgang mit den Arabern als widerwärtig. Der Aussenminister Avigdor Lieberman ist homophob und auch sonst ein fragwürdiger Charakter, das Land ist korrupt, und was mich besonders irritiert, ist die blinde Verständigung darauf, man habe die moralischste Armee der Welt und unternehme alles, um zivile Opfer zu vermeiden. Israel ist in meinen Augen masslos brutal – und trotzdem liebe ich es. Auch mir kommen Tränen an der Klagemauer, und wenn ich in Tel Aviv lande, fühle ich mich zu Hause.  
 FRENKEL — Apropos Klagemauer. Wie spät ist es?  
**Halb sechs.**  
 FRENKEL — Ich muss gleich los.  
**Herr Frenkel, Herr Meyer, wir sitzen nun schon den ganzen Nachmittag in diesem Restaurant. Lassen Sie uns zum Schluss ein paar dumpfe antisemitische Vorurteile an Ihnen überprüfen, einverstanden?**  
 FRENKEL — Schiessen Sie los.  
**Juden wollen immer geliebt werden.**  
 MEYER — Schwachsinn. Jeder Mensch will geliebt werden.  
 FRENKEL — Weil ich mir als Jude meiner Exponiertheit bewusst bin, versuche ich so wenig Abdrücke wie möglich zu hinterlassen und den Nichtjuden dadurch zu gefallen. Also: Ja.  
**Juden haben ein gestörtes Verhältnis zur Mutter.**  
 FRENKEL — Ein angespanntes.  
 MEYER — «Gestörtes» passt schon.  
**Juden sind paranoid.**  
 FRENKEL — Stimmt. Am Sonntagmorgen müssen meine Kinder muckmäuschenstill sein, denn ich habe Angst davor, dass meine nichtjüdischen Nachbarn sagen: «Typisch jüdisch. Am Samstag singen und tanzen sie, und wenn wir dann am Sonntag ausschlafen wollen, sind sie immer noch laut.» Ich habe tausend solcher Ängste, ich bin durchs Judentum geschädigt.  
 MEYER — Sie sind hochgradig paranoid. Aber denkt man nur fünf Sekunden nach, weiss man auch, woher das kommt. Wer will es ihnen also verübeln?  
**Juden regieren die Welt.**  
 FRENKEL — Auch das stimmt.  
 MEYER — Machst du Witze?  
 FRENKEL — Nein. Es ist so.  
 MEYER — Mir wird schlecht. Schon das Wort «regieren» stört mich. Bei rund 0,2 Prozent der Weltbevölkerung sollen die Fäden zusammenlaufen, die über das Geschick des Planeten entscheiden?  
 FRENKEL — Ja. Du gehörst dazu.  
 MEYER — Ich regiere die Welt mit?  
 FRENKEL — Durch deinen Erfolg und deine guten Kontakte zu den Medien hast du Macht und kannst Meinungen im «Blick» platzieren.  
 MEYER — Macht ist für dich, wenn man von Ringier angefragt wird, eine Kolumne zu schreiben? Du willst doch nur provozieren. Ist dir langweilig?  
 FRENKEL — Dann ersetzen wir «Macht» meinetwegen durch «Einfluss». Wenn jüdische Organisationen behaupten, momentan gebe es mehr antisemitische Äusserungen, kommt das auf

Seite drei von «20 Minuten», der wichtigsten Seite des Blatts. Wenn vom Verband der Albaner einer sagen würde, es gibt mehr Rassismus gegen Albaner, weil sie häufiger an der Türe zur Disco abgewiesen werden, dann kräht kein Hahn danach.  
 MEYER — Das stimmt, aber es ist kein Beleg für die Weltmacht der Juden.  
 FRENKEL — Doch. Wenn der Schweizerische Israelitische Gemeindebund Jahresversammlung hält, wird ein Bundesrat eingeladen, und das Fernsehen berichtet live. Der SIG vertritt 10 000 Juden, das sind weniger als bei jedem Fussballverein.  
 MEYER — Langsam verstehe ich, warum man die Strassenseite wechselt, wenn du daherkommst. Nächstes Klischee, bitte.  
**Juden haben Sinn für Humor.**  
 FRENKEL — Sie haben einen gewissen Sinn für Dramatik. Deshalb gibt es so viele tolle Regisseure und sehr viele Witze. Sie wissen, wie man den Witz ansetzen muss und wo.  
 MEYER — Jüdischer Humor ist doch einfach Humor. Ich sehe den Unterschied nicht.  
 FRENKEL — Und ob es einen gibt. «Seinfeld» ist noch immer unerreicht. Das ist ein sehr jüdischer Humor. Diese Ich-Bezogenheit, dieses dauernde Zweifeln an sich. Es ist eine jüdische Eigenart, über sich selber lachen zu können. Ich habe mal einen Text über meine Brüste geschrieben, ich kann gut Witze machen über mich. Nichtjuden können das nicht.  
**Juden haben Glatzen.**  
 FRENKEL — Halbglatzen.  
**Wir begannen mit der Frage, wie Sie den Sabbat in der Kindheit verbrachten. Es ist jetzt fast 18 Uhr, ein warmer Freitag im August 2014. Die Sonne geht unter. Was nun?**  
 FRENKEL — Ich gehe nach Hause, helfe meiner Frau mit den letzten Vorbereitungen, aufräumen, staubsaugen. Das Essen habe ich schon am Donnerstag gekocht, Fleischsuppe. Und dann hoffe ich, dass die Kinder Freude haben am Sabbat. Mir war das mal so wichtig früher, während des Segensspruchs, da wurde mein ganzer Körper durchflutet mit Wonne und Gottesnähe. Heute ist das nicht mehr so, leider, ich würde mir wünschen, dieses Gefühl würde mich wieder einmal ergreifen.  
**Herr Meyer?**  
 MEYER — Ich gehe ebenfalls nach Hause und räume ebenfalls auf. Nicht weil Sabbat ist, sondern wegen der Unordnung. Ich gehe gern aufgeräumt ins Wochenende.  
 FRENKEL — Wars das schon mit den Vorurteilen? Was ist mit: Juden denken immer an Sex...  
 MEYER — Juden sind gut im Bett?  
 FRENKEL — Das stimmt nicht, ich bin ganz schlecht. Ich habe ständig diese Rückenprobleme. Bei Juden ist es ja üblich, dass sich das Paar zwei Wochen lang nicht berührt, weil es als unrein gilt, und da...  
**Da – was?**  
 FRENKEL — Ach, nichts. Ich sollte mit niemandem über unser Intimleben reden. Das mag meine Frau nicht. Sonst werden aus den zwei Wochen – zwei Jahre.

SACHA BATTHYANY und MIKLÓS GIMES sind Reporter beim «Magazin».  
 sacha.batthyany@dasmagazin.ch, miklos.gimes@dasmagazin.ch  
 Der Fotograf HELMUT WACHTER lebt in Zürich.  
 www.wachter-fotografie.ch

Das Gespräch fand im Zürcher Restaurant Rosso statt.



# Kaffeekultur für Geniesser.

**Entdecken Sie jetzt die aromatische Vielfalt des Südens!**

Schweizweit sorgen wir für vollendete Kaffee-Erlebnisse – vom gehaltvollen Espresso über den delikaten Cappuccino bis zum milden Latte Macchiato. Und das zu jeder Tageszeit, zum Mitnehmen oder zum Geniessen vor Ort.

**MIGROS**  
Take Away

**MIGROS**  
Restaurant